"We need not concern ourselves..." : Militärgeschichte - Geschlechtergeschichte - Männergeschichte : Anmerkungen zur Forschung

Autor(en): **Hagemann, Karen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **5 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-14543

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

"WE NEED NOT CONCERN OURSELVES ..."

MILITÄRGESCHICHTE – GESCHLECHTERGESCHICHTE – MÄNNERGESCHICHTE: ANMERKUNGEN ZUR FORSCHUNG

KAREN HAGEMANN

Als ich zu Beginn meiner Beschäftigung mit dem Thema Militär und Männlichkeit mit einem militärhistorisch interessierten Kollegen über mein Forschungsinteresse sprach, fragte dieser mich erstaunt, was es hier denn zu erforschen gäbe. Die Männlichkeit des Militärs sei doch ganz offensichtlich. Diese Einschätzung dürften viele Militärhistoriker teilen. Für die traditionelle, politisch meist konservative Kriegs- und Militärgeschichtsschreibung war es ganz selbstverständlich, dass ihr Gegenstand – Kriege, Schlachten und Waffensysteme, Heerführer, Militärverfassungen und Kriegstaktiken – in einem doppelten Sinne «Männersache» war: in der historischen Praxis wie in deren Erforschung. An dieser «doppelten Männlichkeit» der Militärgeschichte änderte auch deren – vergleichsweise späte – Öffnung für sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen nichts, die in den 1970er Jahren begann und unter dem Schlagwort «New Military History» firmierte.[1] Zwar wurden jetzt auch soziale und ökonomische Strukturen, militärische Mentalitäten und Beziehungsgefüge innerhalb des Militärs wie Beziehungen zwischen Militär und ziviler Gesellschaft erforscht, doch die «Männlichkeit» des Gegenstandes schrieb man(n) unhinterfragt fort.[2] So konnte beispielsweise Geoffrey Best in der 1982 erschienenen Studie zu «War and Society in Revolutionary Europe, 1770–1870» seinen historischen Gegenstand ohne jeden Widerspruch auf Männer eingrenzen: *"We need not concern ourselves* with women, who had very little part in our story."[3]

Selbst die Integration alltags- und kulturgeschichtlicher Fragestellungen in die militärhistorische Forschung, die sich im letzten Jahrzehnt zunehmend beobachten lässt, änderte an diesem Phänomen kaum etwas.[4] Nun kommen zwar auch Lebenswelt, Mentalität und Erfahrungen «des kleinen Mannes» in Militär und Krieg in den Blick, die bis dato kein Thema waren, aber in diesen Untersuchungen wird die «Männlichkeit» des Forschungsgegenstandes ebenfalls als quasi «natürlich» vorausgesetzt und dementsprechend nicht behandelt. Weder bei der Beschäftigung mit der sozialen Herkunft und Lage von «Kriegsgurgeln, Freireutern und Merodebrüdern» während des Dreissigjährigen Krieges, bei der vergleichenden Analyse des vorherrschenden Soldaten- und Krie-

gerbildes in Siebenjährigem Krieg und antinapoleonischen Freiheitskriegen, noch bei der Betrachtung des «Kriegsalltags im Spiegel von Feldpostbriefen» aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, um exemplarisch nur einige Aufsatzthemen aus dem 1992 von Wolfram Wette herausgegebenen und für die «Militärgeschichte von unten» wegbereitenden Sammelband «Der Krieg des kleinen Mannes» zu nennen, wurde darüber reflektiert, inwieweit je spezifische Männlichkeitskonzepte nicht nur das Soldatenbild einer Zeit mitformten, sondern umgekehrt auch die Erfahrung von Militär und Krieg die für den Kriegsdienst geworbenen oder zu diesem eingezogenen Männer prägte.[5]

Bis heute hat sich wenig daran geändert, dass in den allermeisten militärhistorischen Studien zwar männliche Akteure im Mittelpunkt stehen, deren Geschlecht, deren kulturell und sozial konstruierte Männlichkeit, deren Beziehungen als Männer zu anderen Männern wie zu Frauen jedoch nicht thematisiert werden. Die Militärgeschichtsschreibung gehört zu den Zweigen der Historiographie, die sich bisher bestenfalls am Rande der Herausforderung durch die Frauen- und Geschlechterforschung gestellt hat. Deren theoretische und methodische Debatten wurden ebenso selten zur Kenntnis genommen, wie deren einschlägige Forschungsergebnisse.[6] Bereits seit den 1980er Jahren beschäftigt sie sich mit dem Thema «Militär und Krieg». Vor allem im angloamerikanischen Raum erschien hierzu eine schnell wachsende Zahl von Studien.[7] Stand im Mittelpunkt des Interesses zunächst die Frage nach dem Platz der Frauen in der Geschichte von Militär und Krieg, so gewann in den letzten Jahren daneben auch die männergeschichtliche Dimension des Thema wachsende Bedeutung. Diese Entwicklung spiegelt einen generellen Trend: Die historischen Frauenforschung weitete sich zu einer Geschlechtergeschichte, die zunehmend auch die Männergeschichte in den Blick nimmt.[8] Ihre Forschungsergebnisse zeigen, dass sich das Nachdenken über das «Geschlecht» von Militär und Krieg lohnt, dass sich dadurch selbst über intensiv erforschte und scheinbar bekannte Themen neue Erkenntnisse gewinnen lassen. Allerdings muss Abschied genommen werden von der Vorstellung, dass Geschlecht etwas «Natürliches» sei, das selbstverständlich und unhinterfragt vorausgesetzt werden kann. «Geschlecht» muss, um dieses Potential zur Geltung zu bringen, als «soziokulturelle Kategorie»[9] begriffen werden, die historisch ebenso ein Produkt von Prozessen sozialer und kultureller Konstruktion ist, wie Militär und Krieg, und damit wie diese nicht nur historischem Wandel unterliegt, sondern auch höchst umstritten und umkämpft ist. Die bisherige Forschung verweist darauf, dass «Geschlecht» in Verbindung mit anderen Faktoren wie Klasse, Schicht beziehungsweise Stand, Ethnie und Nationszugehörigkeit, Religion und Weltanschauung, aber auch Alter und Familienstand

– die sozial und kulturell konstruierten Bilder und Vorstellungen von Militär

und Zivilgesellschaft, von Soldaten und Zivilisten, von Krieg und Frieden ebenso formte wie die Repräsentationsformen alles Militärischen in Symbolen und Ritualen;
– die Partizipationsmöglichkeiten und -grenzen von Individuen und Gruppen in der militärischen Praxis von Friedens- wie von Kriegszeiten definierte, das heisst unter anderem deren Handlungsformen und Handlungsspielräume in Beziehung zum Militär wie innerhalb des Militärs und deren rechtliche Position wie deren Zugangschancen zu den Ressourcen und Institutionen des Militärs bestimmte, dies gilt insbesondere für den Zugang zur militärischen Macht und ihren Gewaltmitteln;
– auf vielfältige Weise Beziehungshierarchien innerhalb des Militärs wie zwischen Militär und Zivilgesellschaft herstellte, nicht nur zwischen Frauen und Männern, sondern vor allem auch zwischen verschiedenen Gruppen von Männern beziehungsweise Frauen;
– nicht zuletzt in erheblichem Masse auch die individuelle und kollektive Identität sowie die subjektive Wahrnehmung von Militär und Krieg beeinflusste. So war der Alltag eines Krieges für Militärs – je nach militärischem Rang und Einsatzort – und für Zivilisten sehr unterschiedlich.
Eine so angelegte Forschung kann viel zu einem besseren Verständnis der historischen Phänomene Militär und Krieg beitragen.
Im folgenden Forschungsüberblick sollen die angedeuteten Möglichkeiten eines geschlechter-, das heisst angesichts des Gegenstandes vor allem männergeschichtlichen Ansatzes zur Erforschung von Militär und Krieg anhand von Monographien und Sammelbänden, die in den letzten Jahren erschienen und sich mit dem europäischen, primär dem deutschsprachigen Raum beschäftigen, exemplarisch veranschaulicht werden. Zeitlicher Schwerpunkt ist das «lange» 18. und 19. Jahrhundert. Damit kommt eine Periode des weitreichenden Wandels von Heerwesen und Kriegführung in den Blick, die sowohl den Umbau der Söldnerarmeen zu «stehenden Heeren» umfasst, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einsetzte, als auch die Zeit der Einführung und Durchsetzung einer allgemeinen Wehrpflicht seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, mit der sich zugleich die erstrebte Art der Kriegführung veränderte. Aus den «Fürstenkriegen» sollten mit nationalen Interessen legitimierte «Volkskriege» werden. Der Überblick endet am Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Ersten Weltkrieg, dem ersten hochindustrialisierten und -technisierten «Massenkrieg», mit dem die Periode der klassischen «Nationalkriege» und die Hochzeit der Nationalstaatsbildung in Europa vorerst einen Abschluss fand. Die Stationen dieser Parforcejagd durch die Militärgeschichte werden durch die zeitlichen Schwerpunkte der geschlechter- beziehungsweise männergeschichtlich angelegten Publikationen bestimmt.

SÖLDNER, SOLDATENFRAUEN UND KONSKRIBIERTE

In der historischen Forschung zu Heeresverfassung und Kriegführung der Frühen Neuzeit setzte die Beschäftigung mit geschlechtergeschichtlichen – genauer frauengeschichtlichen – Fragen relativ früh ein.[10] Selbst in genuin militärhistorischen Arbeiten findet sich, zumindest in additiver Form, ein meist kürzerer Abschnitt zu den «Frauen und Kindern» im Tross der Söldnerheere,[11] zu «Soldaten, Frauen und Kindern»[12] in den Garnisonsstädten der stehenden Heeren oder zu «the soldier's women»[13] in der napoleonischen Armee – um Kapitelüberschriften aus einigen Monographien zu zitieren. Angesichts der massenhaften und damit unübersehbaren Präsenz von Frauen im frühneuzeitlichen Militärwesen erstaunt dies nicht. Spätestens seit dem bahnbrechenden Artikel von Barton C. Hacker «Women and Military Institutions in Early Modern Europe. A Reconnaissance»,[14] der bereits 1981 in der Zeitschrift *Signs* erschien, dürfte die weitverbreitete Vorstellung ausgeräumt sein, dass die Einbeziehung von Frauen in Militär und Kriegführung ein modernes Phänomen sei, das sich erstmals im Ersten Weltkrieg gezeigt habe. Denn Hacker demonstrierte nicht nur, welche Bedeutung die grosse Zahl von Frauen im Gefolge der Heere für die physische und psychische Versorgung der Soldaten in Friedens- wie in Kriegszeiten und damit für den Erhalt ihrer individuellen Kampffähigkeit wie der kollektiven Wehrkraft der Armeen bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein hatte, sondern zeigte auch, dass Militär und Zivilleben noch bis in das späte 18. Jahrhundert hinein relativ wenig getrennt waren. Er zeichnete von den Söldnerarmeen des 16. und 17. Jahrhunderts das Bild einer «vast moving city with its own community life complete with shops, services and families, all defended by walls of iron – the weapons of its soldiers».[15] Die Grösse dieser «beweglichen Städte», in denen Frauen alle Aufgaben und Funktionen übernahmen, die ihnen auch ausserhalb der Armee zukamen, schwankte erheblich, ebenso die Relation von kämpfenden Mannschaften und Tross, dem natürlich auch Männer angehörten, aber in der Regel in weit geringerer Zahl. Für gewöhnlich scheint die Zahl der Frauen und Kinder nicht viel kleiner gewesen zu sein als die der Söldner. Hacker arbeitete zudem die Auswirkungen der Einführung stehender Heere und die Folgen ihrer wachsenden Professionalisierung auf die Geschlechterverhältnisse innerhalb und ausserhalb des Militärs heraus. Im Zuge dieser Entwicklung, während der die Armeen zu Instrumenten staatlicher Machtpolitik wurden, begann die Militärführung auch, die Kontrolle über die Versorgung ihrer Truppen zu übernehmen, und versuchte unter anderem zum Zwecke der Disziplinierung der Soldaten und der Effizienz der Kriegführung, den Umfang des Trosses drastisch zu reduzieren. Zugleich sollte die Vermischung von militärischer Welt und zivilem Leben weitgehend eingeschränkt

werden. Die Regulierungsversuche, die das Heiratsverhalten von Soldaten und Offizieren, deren Unterbringung wie deren Versorgung betrafen, scheinen allerdings bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein lediglich begrenzten Erfolg gehabt zu haben.[16]

Die Ergebnisse und Thesen Hackers wurden von der folgenden Forschung bestätigt.[17] Vor allem zwei Monographien haben bisher systematischer versucht, die Kategorie «Geschlecht» in die Analyse des frühneuzeitlichen Militärwesens zu integrieren: Zum einen die 1992 publizierte Arbeit von Sabina Loriga «Soldati. L'istituzione militare nel Piemont del Settecento»,[18] zum anderen die 1994 erschienene Studie von Peter K. Taylor *Indentured to Liberty. Peasant Life and the Hessian Military State, 1688–1815*.[19] Beide Untersuchungen nehmen das Verhältnis von Militär und Zivilgesellschaft in den Blick und beschreiben am Beispiel der jeweils bearbeiteten Region die Auswirkungen staatlicher Militärpolitik auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse der ländlichen Bevölkerung. Dabei differenzieren sie sehr genau nicht nur nach den Geschlechtern, sondern unterscheiden auch – was sich als wichtig erweist – nach Alter und Familienstand. Die Studie von Sabina Loriga, die sich mit dem stehenden Heer Piemonts befasst, das im 18. Jahrhundert der einzige Staat der Apenninenhalbinsel mit einer gefestigten und durchorganisierten Militärstruktur war, bestätigt nicht nur, dass die Trennlinie zwischen Militär und Zivilgesellschaft in den Garnisonsstädten noch bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein sehr verschwommen war, sondern vertieft auch die von Hacker begonnene Analyse des Soldatenalltags, deren wichtigster Bestandteil die Untersuchung der Familienverhältnisse der Soldaten ist. Anders als noch im 17. Jahrhundert, mussten deren Frauen und Kinder nun nicht mehr den Söldnerheeren folgen, sondern lebten gemeinsam mit ihnen in den neu entstehenden und schnell wachsenden Garnisonsstädten zusammen. In Friedenszeiten gingen beide Partner einem Broterwerb nach, da der Sold des Mannes nicht ausreichte, um eine Familie zu ernähren.[20] In Kriegszeiten blieben die Frauen, von denen viele nach wie vor nicht mit ihrem Partner verheiratet waren, mit ihren Kindern unabgesichert zurück und mussten die Familie häufig ohne jegliche finanzielle Unterstützung durchbringen. Untergebracht wurden zunächst alle Soldaten ungeachtet ihrer Familienverhältnisse im Rahmen des üblichen Einquartierungswesens.[21] Da im Verlauf des 18. Jahrhunderts eine wachsende Zahl von servicepflichtigen Bürgern nicht mehr bereit war, einen Soldaten mit Familie bei sich aufzunehmen, wurden die ersten Kasernen gebaut. Diese waren zunächst primär verheirateten Soldaten mit ihren Familien vorbehalten. Erst im 19. Jahrhundert setzte sich allgemein die geschlossene Unterbringung der Mannschaften in Kasernen durch.[22] Loriga beschreibt die Kasernen – entgegen heutiger Vorstellung – als Orte, die von einem bunten Gemisch von

Männern, Frauen und Kindern bewohnt wurden. Überschritten worden seien die Grenzen des durch die Kasernen baulich symbolisierten Militärs zudem durch Hausierer, fahrende Handwerker, Landstreicher und Prostituierte. Zwischen den Kasernen und ihrem zivilen Umfeld habe ein ständiges Kommen und Gehen geherrscht, ein fliessender Übergang und reger Austausch. Denn auch das Militär sei im Alltag der Garnisonsstädte ständig präsent gewesen – in der Kirche, in den Kaffeehäusern, bei Festen, in Privatwohnungen, auf dem Markt, in Handwerksbetrieben und Geschäften. Loriga kommt deshalb zu dem Ergebnis, dass die von den Heerführern zunehmend erstrebte rein männliche und professionelle Einheitlichkeit der Institution Militär bis zum Ende des 18. Jahrhundert nicht durchgesetzt werden konnte.[23]

Im Mittelpunkt der Arbeit von Peter K. Taylor steht mit Kurhessen ebenfalls ein weitgehend agrarischer Staat. Untersucht werden die Auswirkungen der Militärpolitik des Landgrafen von Hessen-Kassel auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse seiner ländlichen Untertanen und deren Wahrnehmung dieser Militärpolitik, die nicht zuletzt dadurch geprägt war, dass der Kleinstaat seine konskribierten Truppen an kriegführende fremde Mächte vermietete. So mussten zwischen 1775 und 1783 mehr als 19'000 hessische Soldaten auf seiten Grossbritanniens in den nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegen kämpfen. Den grössten Teil dieser konskribierten Soldaten stellten hier wie überall die ländlichen Unterschichten.[24] Taylor betont die weitreichenden Folgen dieser Militärpolitik, die jeden Bereich des Alltagslebens der Landbevölkerung beeinflusste – das Heirats- und Fortpflanzungsverhalten ebenso wie die Formen der Vererbung, die Arbeitsteilung zwischen den Generationen und den Geschlechtern ebenso wie die Beziehungen in den Familien – und weitreichende Folgen auch für die Mentalität der jungen Männer hatte, die zum Militärdienst eingezogen wurde. Er resümiert: "The demoralizing nature of barracks life and military training combined with the legal and financial incapacity to form everyday social relationships, transmuted soldiers into sources of sexual danger and familial chaos in the eyes of people who lived with them."[25]

Stärker als Loriga betont Taylor damit die Spannungen in den Beziehungen zwischen Soldaten und Zivilbevölkerung. Ein Teil dieser Differenz dürfte sich daraus erklären, dass beide Studien unterschiedliche Facetten des in der konkreten Praxis des 18. Jahrhunderts sehr vielfältigen Militärwesens betrachten. Diese Praxis war nicht nur von den jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen abhängig, sondern in entscheidendem Masse auch von Krieg oder Frieden. Konskribierte Soldaten eines stehenden Heeres, die ihren Dienst überwiegend in einer Friedensperiode absolvierten, dürften gänzlich andere Erfahrungen gemacht haben, als Soldaten, die wider ihren Willen gezwungen waren, für eine fremde Macht in einen weit entfernten Krieg zu

ziehen. Dies wird auch ihre Selbstentwürfe von Männlichkeit wie ihr Verhalten als Männer geformt haben.

NATIONALKRIEGER, STAATSBÜRGER UND HELDEN

Die Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg im «langen» 19. Jahrhundert ist bisher noch weniger systematisch erforscht worden, als die der Frühen Neuzeit. Selbst in neuesten militärhistorischen Monographien bleibt diese Dimension in der Regel unbeachtet.[26] Da das moderne Militär sine qua non als «Männersache» betrachtet wird, fragen deren Autoren meist nicht einmal mehr nach der Rolle und Funktion von Frauen für Militär und Krieg.[27] Doch auch die männergeschichtliche Dimension der Militärgeschichte wird in den allermeisten Arbeiten bestenfalls am Rande thematisiert. Dies erstaunt vor allem bei Studien, deren Quellen ganz offensichtlich die Bedeutung von Männlichkeitsvorstellungen zeigen, wie beispielsweise die 1990 publizierte Arbeit von Eckhard Trox *Militärischer Konservatismus. Kriegervereine und «Militärpartei» in Preussen zwischen 1815 und 1848/49*.[28] Schon ein nur oberflächlicher Blick in die von Trox et al. ausgewerteten Militärzeitungen und -zeitschriften, Verbandsblätter und Vereinspublikationen, die gedruckten Kriegserinnerungen, Briefwechsel und Tagebuchauszüge zeigt, in welch starkem Masse die öffentlich propagierten Vorstellungen von individueller Wehrfähigkeit, kollektiver Kriegsfähigkeit und nationaler Ehre mit Vorstellungen von einer «ächten Männlichkeit» verknüpft waren.[29] Dies gilt für die adeligen Berufsmilitärs der sogenannten preussischen «Militärpartei» ebenso wie für die bürgerlichen und kleinbürgerlichen, daneben aber in offenbar wachsender Zahl auch proletarischen Männer, welche die Mehrzahl der Mitglieder in den Freiwilligen- und Kriegervereinen stellten, in denen sich Veteranen der Freiheitskriege in den 1830er und 1840er Jahren zusammenschlossen.[30] Verbindendes Element war das ständeübergreifende «Kollektiverlebnis» der Kriege 1813–1815, in denen infolge der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erstmals Männer der verschiedensten sozialen Schichten gemeinsam als «Bürger des Staates» und der – preussischen – «Nation» verpflichtete «Nationalkrieger» in einen patriotisch und religiös legitimierten «Befreiungskampf» zogen.[31]

Dass eine geschlechtergeschichtliche Perspektive in der jüngsten Zeit auch in der militärgeschichtlichen Forschung zum 19. Jahrhundert Einzug zu halten beginnt, zeigen vor allem Sammelbände. Wichtige Impulse für die deutschsprachige Forschung könnten das 1995 von Jost Dülffer herausgegebene dritte «Jahrbuch für Historische Friedensforschung» mit dem Titel *Kriegsbereitschaft und Friedensordnung in Deutschland 1800–1814*,[32] das 1996 von Die-

ter Langewiesche betreute Heft «Militärgeschichte Heute» der Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft*[33] sowie die 1997 von Ute Frevert edierte Anthologie *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*[34] geben. Alle drei Publikationen widmen geschlechtergeschichtlichen Themen mehrere Beiträge, die überwiegend Ergebnisse laufender beziehungsweise jüngst abgeschlossener Forschungsvorhaben vorstellen.[35] Das von Dülffer herausgegebene Jahrbuch richtet seine Aufmerksamkeit auf den Beginn des 19. Jahrhunderts, nicht nur eine Zeit des weitreichenden strukturellen Umbruchs in allen Bereichen von Gesellschaft, Wirtschaft und Politik, in die ausgehend von Preussen als Reaktion auf die militärischen Erfolge des revolutionären, vor allem des napoleonischen Frankreichs auch die Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht in vielen deutschen Staaten fiel, sondern zugleich eine fürwahr kriegerische Zeit. In vier Beiträgen wird unter der Überschrift «Frauen- und Männerrollen» dem Wandel der Geschlechterbilder infolge von Heeresreformen und veränderter Kriegführung nachgegangen. Vor allem die Aufsätze von Hans-Martin Kaulbach und Walter Pape befassen sich mit den Männlichkeitsentwürfen dieser Zeit. Sie demonstrieren anhand der Malerei und der Lyrik wie sich das zeitgenössische Männlichkeitsbild zunehmend kriegerisch auflud und der virile Held, der opferbereit für sein Vaterland zu sterben bereit war, in wachsendem Masse zum männlichen Ideal stilisiert wurde.[36]

Dieses kriegerische Männlichkeitsbild steht auch im Mittelpunkt eines der beiden geschlechtergeschichtlich angelegten Aufsätze in dem von Langewiesche betreuten Heft von *Geschichte und Gesellschaft,* das in vier Beiträgen neue Ansätze zur Militärgeschichte vorstellt. Karen Hagemann analysiert in diesem Aufsatz anhand der verschiedensten Medien der Tagesliteratur – Zeitungen und Zeitschriften, Flugblätter und Broschüren, Lieder und Gedichte – genauer, wie im politischen und kulturellen Diskurs Preussens in der Zeit der antinapoleonischen Erhebung zwischen 1806 und 1815 ein Zusammenhang von «Nation, Krieg und Geschlechterordnung» hergestellt und dabei ein neuer Entwurf «patriotisch-wehrhafter Männlichkeit» ausformuliert wurde, der alte Werte preussischer Soldatenehre, adeliger Offizierstugend und christlich bürgerlicher Ethik mit neuen Vorstellungen von männlich-staatsbürgerlicher Partizipation verband. Dieser Entwurf wurde nach aussen als Gegenbild zum «welschen Feind» und nach innen in Abgrenzung zu anderen negativ bewerteten Bildern von Männlichkeit wie dem des «tatenarmen Philisters», des «feigen Buben» oder des «ehrlosen Juden» ausformuliert und durch ein entsprechendes Komplementärbild von «patriotischer Weiblichkeit» ergänzt.[37]

Die fünf geschlechtergeschichtlichen Beiträge in dem von Frevert herausgegebenen Sammelband, der einen von drei grossen Abschnitten dem Thema «Militär und Geschlechterordnung» widmet, beschäftigen sich mit unterschiedlichem

thematischen Schwerpunkt und methodischen Zugriff zum grösseren Teil ebenfalls mit kriegerisch-virilen Männlichkeitsentwürfen des 19. Jahrhunderts. Ute Frevert untersucht, welche Art von Männlichkeit, das preussisch-deutsche Militär kreieren wollte und wie die betroffenen Männer selbst ihren Militärdienst und dessen Bedeutung für ihre männliche Sozialisation erinnerten.[38] Sabina Brändli analysiert, welche Bedeutung die militärische Uniform für die Konstruktion militärischer wie ziviler Männlichkeit in der Schweiz und Preussen hatte.[39] Robert v. Friedeburg versucht zu zeigen, welcher Stellenwert Vorstellungen von einer «ächt deutschen Männlichkeit» in der Selbstbeschreibung der Bauern, Handwerker und Tagelöhner zukam, die zwischen 1890 und 1914 in der neupreussischen Provinz Hessen-Nassau Mitglied von Kriegervereinen wurden.[40] Und Jacob Vogel betrachtet vergleichend die geschlechtsspezifischen Repräsentationen im deutschen und französischen Kult um die «Nation in Waffen» in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[41]

Alle vorgestellten Beiträge gehen explizit oder implizit von der Voraussetzung aus, dass die Einführung und Durchsetzung einer allgemeinen Wehrpflicht, die überall eng mit dem Prozess der modernen Nationsbildung verknüpft gewesen zu sein scheint,[42] unabhängig von ihrer konkreten Form nicht nur weitreichende Auswirkungen für Militärwesen und Kriegführung hatte, sondern auch für das Verhältnis von Militär und ziviler Gesellschaft. In ihrer Folge wurden erstmals breitere Männerkreise zum Militärdienst eingezogen und mussten für den «Wehrdienst» motiviert und ausgebildet werden. Von diesen Männern wurde nicht zuletzt aufgrund der veränderten Formen der Kriegführung – insbesondere der Abkehr von der Lineartaktik – mehr erwartet als «Subordination», «Disziplin» und «soldatische Tapferkeit». Sie sollten selbstverantwortlich, hingebungsvoll und «opferbereit» für ihr «Vaterland» kämpfen und sterben. Zunehmend galt das Militär nicht nur als «Schule der Nation», sondern auch als «Schule der Männlichkeit». Zugleich verstärkten sich mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Bemühungen um einen Ausschluss der Frauen aus allem Militärischen. Ein Kriegsheer mit einem grossen Tross von Frauen und Kindern im Anhang sollte endgültig der Vergangenheit angehören.[43] Lediglich im Bereich der Kranken- und Verwundetenpflege wurden Frauen nicht nur nach wie vor geduldet, sondern im Verlauf des «langen» 19. Jahrhunderts zunehmend professionalisierter eingesetzt.[44] Militärische Hauptziele aller in Richtung eines Frauenausschlusses zielenden Massnahmen waren es, den Tross angesichts der neuen Form der Kriegführung mit «Massenheeren» im Interesse von Schnelligkeit, Flexibilität und Schlagkraft möglichst klein zuhalten und das Militär zwecks einer Stärkung von Disziplin, Effizienz, Kampfgeist und männlicher «Kameradschaft» als «frauenfreien» Raum zu konstituieren. Das Recht des Waffentragens wie das Geschäft des Kriegführens sollte zu einer ausschliesslich

Männern vorbehaltenen Sache werden. Dabei waren auch politische Motive von Einfluss. Denn Wehrpflicht und Staatsbürgerrechte wurden im politischen Diskurs überall eng miteinander verknüpft. Auf diese Weise konnten Frauen aus der neu entstehenden «Staatsbürgergesellschaft» ausgegrenzt und von zentralen Bereichen der politischen Öffentlichkeit ferngehalten werden.[45]

Erstaunlich ist und bleibt, wie gross das Identifikationspotenial des «wehrhaften Männlichkeitsentwurfes» im 19. Jahrhundert gewesen zu sein scheint, ungeachtet aller ihm zuwiderlaufenden realen Kriegserfahrungen in den Freiheitskriegen wie in den Einigungskriegen. Eine Erklärung für dieses Phänomen, das noch genauerer – kritischer – Überprüfung bedarf, bietet Thomas Rohkrämer in einem 1995 erschienenen Aufsatz mit dem Titel «Das Militär als Männerbund?»,[46] der auf seiner 1990 publizierten Studie *Der Militarismus der ‹kleinen› Leute. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871–1914*[47] basiert: Da das Militär für die meisten Männer «keine Lebensform, sondern eine Lebensphase» gewesen sei, hätten auf lange Sicht negative Militär- und Kriegserfahrungen weniger gewogen, als der Prestigegewinn, den ihnen die Akzeptanz des Ideals «soldatischer Männlichkeit» gebracht hätte. Sie hätten also weniger die «tatsächliche Rolle des Soldaten» geschätzt, als «das Image dieser Rolle» mit ihren zentralen Tugenden «Tapferkeit», «Opferbereitschaft» und «Männlichkeit». Die Zeit des Wehrdienstes sei von ihnen als eine «Art Initiationsritus» betrachtet worden, den jeder junge Mann durchlaufen musste, um den Status erwachsener «wahrer Männlichkeit» zu erreichen, der sich durch die bewiesene «Wehrfähigkeit», das heisst die Bereitschaft auszeichnete, Heim, Herd und Vaterland zu verteidigen.[48]

Weitere Erklärungsansätze bieten vier neue angloamerikanische Monographien, die anhand der Zeit des Ersten Weltkrieges versuchen, die historisch variable soziale und kulturelle Konstruktion von Männlichkeit durch und für Militär und Krieg differenzierter zu analysieren. Zu diesen Studien, welche die militärhistorische Forschung erstmals systematischer für Fragestellungen und Perspektiven einer Männergeschichte öffnen, gehören:[49]

The Great Adventure. Male Desire and the Coming of World War I von Michael C. Adams, das 1990 erschien.[50] Adams untersucht am Beispiel von Grossbritannien und den Vereinigten Staaten die geistes- und mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen für männliche Kriegsbereitschaft. Im Mittelpunkt seines Interesses stehen Männer aus den «alten etablierten Eliten» – aus der Schicht der Guts- und Plantagenbesitzer, des gebildeten Bürgertums und der mittleren und höheren Militärführung –, bei denen sich vor und während des Ersten Weltkrieges eine besonders ausgeprägte Kriegswilligkeit gezeigt habe. Seine Studie kommt zu dem Ergebnis, dass eine wesentliche Basis für deren Kriegsbereitschaft die unter diesen Männern häufig anzutreffende Einstellung

gewesen sei, dass der Krieg ein «natürliches» und für die Gesellschaft gleichsam «kulturschaffendes» Ereignis sei, das die herkömmliche gesellschaftliche Ordnung wie die Geschlechterordnung immer wieder «regeneriere». Vor allem diese Geschlechterordnung, welche die gesamte Gesellschaft entlang von Geschlechtergrenzen aufteile, habe männliche Gewalt- und Kriegsbereitschaft verstärkt, denn sie habe nur Frauen gestattet «sanft, fürsorglich und tränenreich» zu sein, Männer hingegen hätten «hart, aggressiv und unerschrocken» erscheinen müssen.[51]

Fallen Soldiers – Reshaping the Memory of the World Wars von George L. Mosse, das 1990 herauskam.[52] Im Mittelpunkt des Buches, das sich auf Deutschland, Frankreich und Grossbritannien konzentriert, steht die Frage, «wie Menschen mit dem modernen Krieg konfrontiert wurden und die Konfrontierung verarbeiteten». Focus der Analyse ist der Erste Weltkrieg, in dem aufgrund der veränderten Kriegstechnik und damit einhergehend gewandelten Kriegführung die Erfahrung des massenhaften Todes eine neue Dimension annahm, deren Folgen – so eine zentrale These Mosses – die Politik der Zwischenkriegszeit entscheidend beeinflussten. Denn sie hätten vor allem in den besiegten Staaten die schon in der Vorkriegszeit sichtbare Tendenz einer «Maskulinisierung» und «Brutalisierung der Politik» verstärkt.[53] Die «Realität des Ersten Weltkrieges» wäre in einem «Mythos des Kriegserlebnisses» verarbeitet worden, der in der Rückschau den Krieg als sinnhaftes und nachgerade «heiliges» Ereignis verklärte. Dieser Mythos hätte auf eine Tradition zurückgreifen können, die bereits in der Zeit der Koalitionskriege zwischen 1792 und 1815 geprägt worden sei und in deren Zentrum der heroische «Opfertod für das Vaterland» stand. Diejenige Gruppe, die diesen Mythos an hervorragender Stelle mitkreiert habe, seien 1914 wie bereits 1792 und 1813 die Kriegsfreiwilligen gewesen.[54]

Soldier Heroes. British Adventure, Empire and the Imagining of Masculinities von Graham Dawson, das 1994 veröffentlicht wurde.[55] Der Autor versucht mit Hilfe eines psychoanalytischen Ansatzes die «Dekonstruktion» der «subjektiven» Dimension soldatischer Männlichkeitsentwürfe. Im Zentrum der Studie steht die Analyse des Bildes vom männlichen Kriegshelden, dessen Entwicklung vom Viktorianischen Zeitalter bis in die Moderne verfolgt wird. Dawson zeigt, dass normative Entwürfe kriegerischer Männlichkeit nur insoweit wirkungsvoll sein konnten, als sie vorhandene psychische Bedürfnisse und Wünsche von Männer(gruppe)n aufgriffen und verstärkten. Mit den angebotenen Bildern wäre subjektiven Sehnsüchten und Phantasien gleichsam eine Form geben worden, die es ermöglicht habe, sie verbal auszudrücken und real auszuleben.

Dismembering the Male. Men's Bodies, Britain and the Great War von Joanna Bourke aus dem Jahr 1996.[56] Die Verfasserin beschreibt ihr Buch als «explo-

ration into the impact of the First World War on the male body».[57] Die Studie konzentriert sich auf den Ersten Weltkrieg, weil er – so die Ausgangsthese – eine schwere Krise im Leben der grossen Mehrheit der britischen Männer heraufbeschworen habe. Mehr als 5 Millionen Briten – 22 Prozent der männlichen Bevölkerung – wurden zwischen 1914 und 1918 zum Militär eingezogen. Für viele hätte der Kriegsdienst eine Veränderung, Beschädigung oder gar Zerstörung ihres Körpers gebracht, für alle sei er ein prägendes Erlebnis gewesen. Die Analyse der kollektiven wie der individuellen Kriegserfahrung von männlichen Militärangehörigen – Berufssoldaten, bürgerlichen Kriegsfreiwilligen sowie ab 1916 auch Wehrpflichtigen – ist eingebettet in die Betrachtung der Entwicklungslinien vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre. Damit kommen die Bilder und Vorstellungen, mit denen diese Männer in den Krieg zogen, ebenso in den Blick, wie deren Wahrnehmung und Behandlung durch die Nachkriegsgesellschaft. Eine zentrale These des Buches ist, dass die gemeinsame Erfahrung des Militärdienstes und der Kriegszeit bei Männern verschiedener sozialer und regionaler Herkunft und unterschiedlichsten Alters zu einer grösseren Gemeinsamkeit in den Vorstellungen über das führte, was «wahre Männlichkeit» ausmache: nämlich Mut, trainierte Kraft und körperliche wie geistige Härte. Der Trend zu einer Militarisierung der Gesellschaft, der sich bereits im Viktorianischen Grossbritannien gezeigt habe, sei durch den Ersten Weltkrieg dramatisch verstärkt worden. Techniken der Kontrolle und Disziplinierung, im Militärdienst erfolgreich praktiziert, wurden in den Fabrikalltag übertragen. Alle Versuche an die zerstörerische Wirkung des Krieges zu erinnern und ein neues, weniger militarisiertes Männlichkeitsbild durchzusetzen seien gescheitert. Statt dessen hätte die Bedrohung durch einen neuen Krieg dazu geführt, dass eine neue Männergeneration, deren körperliche und mentale Formierung und Disziplinierung in weit besserer Weise den Anforderungen der modernen Kriegführung entsprochen habe, erneut geopfert worden sei.[58]

Im Zentrum aller vier Arbeiten stehen also zwei Fragen: Zum einen die nach den Ursachen für und den Grenzen von männlicher Kriegsbereitschaft, zum anderen die nach den individuellen und kollektiven Folgen männlicher Kriegserfahrung. Jede der Untersuchungen versucht diese Fragen zwar mit einem anderen Ansatz sowie einem anderen räumlichen und thematischen Schwerpunkt zu beantworten. Aber alle vier konzentrieren sich auf den Ersten Weltkrieg, als erstem industrialisierten Massenkrieg, und greifen auf ähnliches Quellenmaterial zurück, neben normativen Texten, aus denen wir etwas über die von Militär und Gesellschaft gewünschten Tugenden der Männlichkeit erfahren, auf Selbstzeugnisse, vor allem Feldpostbriefe, (Kriegs-)Tagebücher und Kriegserinnerungen, mit denen wir uns nicht nur dem subjektiven Kriegserleben, sondern auch den individuellen Entwürfen von Männlichkeit annä-

hern.[59] Die Ergebnisse der vier Studien ergänzen sich und ermöglichen den Vergleich über Ländergrenzen und Frontverläufe hinweg, dessen Resultat hier nur angedeutet werden kann: In allen kriegführenden Staaten, die betrachtet wurden (Deutschland, Frankreich, Grossbritannien und die Vereinigten Staaten), scheinen es vorwiegend Teile der gebildeten Männereliten gewesen zu sein, die einen Krieg als «Bewährungsprobe wahrer Männlichkeit» erhofften. Als deren Schlüsseltugenden wurden ungeachtet aller sozialen, politischen und kulturellen Differenzen durchgehend (Willens-)Kraft, Mut und Ehre eingefordert, Eigenschaften, die traditionell von einem «soldatischen Mann» erwartet wurden. Hintergrund für diese Einstellung scheint eine massive kulturelle Krise der Männlichkeit gewesen zu sein, die um die Jahrhundertwende die gebildete Männerwelt der westlichen Nationen erfasste, nicht zuletzt ausgelöst durch die als Herausforderung und Bedrohung empfundene Frauenbewegung.[60] Die Erfahrung der brutalen und zerstörerischen Realität des Ersten Weltkrieges, der das alte Stereotyp individueller heroischer Männlichkeit in der Praxis des hochtechnisierten Stellungskrieges obsolet werden liess, führte nicht zu dessen Aufweichung und Hinterfragung, sondern scheint im Kontext des als «gefährlich» erlebten Wandels in den Geschlechterverhältnissen, der sich in der Zwischenkriegszeit verstärkte, im Gegenteil zu dessen Neuformulierung, Verfestigung und Verbreitung beigetragen zu haben. Das Erlebnis des Krieges konnte bei Siegern wie Besiegten nur durch eine Mythisierung verarbeitet werden, die den Krieg und die für ihn notwendigen Opfer an Leib und Leben überhöhte.

Gemeinsames Resümee aller vier militärgeschichtlichen Monographien ist, dass es offenbar auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch einen Grundbestand an genuin «kriegerischen Tugenden» gab, der über Länder- und Klassengrenzen hinweg im öffentlichen Diskurs mit «wahrer Männlichkeit» gleichgesetzt wurde. Dieses Ergebnis steht nur auf den ersten Blick in Widerspruch zu den Erkenntnissen anderer männergeschichtlicher Studien zu «zivilen» Themenfeldern wie «Männlichkeit, Macht und Herrschaft» oder «Männlichkeit, soziale Ordnung und gesellschaftlicher Wandel». Denn diese Forschungen konstatieren durchgehend zwei auffallende Phänomene: Zum einen das der Gleichzeitigkeit verschiedener, nicht selten rivalisierender Männlichkeitsentwürfe, zum anderen das der offensichtlichen Krisenanfälligkeit, Fragilität und Ambiguität von Männlichkeitskonstruktionen.[61] Verstärkt wird dieses Paradoxon durch den Befund, dass es eine erstaunliche Kontinuität bei den zentralen «Tugenden» gab, mit denen Männlichkeit seit dem Ende der Frühen Neuzeit definiert wurde.[62] Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, dass die Kontinuität und Stabilität der normativen Entwürfe sich geradezu aus der Krisenanfälligkeit, Fragilität und Ambiguität von Männlichkeit erklärt. Denn anders als Weiblichkeit wurde sie im Kontext des aufklärerischen Projekts der Konstruktion

einer extrem dichotomisch und hierarchisch organisierten, anthropologisch begründeten und damit universale Geltung beanspruchenden Geschlechterordnung, weniger als «von Natur aus gegeben», sondern mehr als durch «Kultur» zu erwerbend betrachtet.[63] Diese Vorstellung dürfte die von EthnologInnen beobachtete Erscheinung verstärkt haben, dass Männlichkeit ohnehin in den verschiedensten Kulturen sehr viel stärker als Weiblichkeit als etwas Ungewisses und latent oder akut Gefährdetes erfahren wurde und gerade deshalb in ihren «Grundwerten» offenbar immer wieder um so energischer festgeschrieben und mittels kultureller Symbole und Rituale, Prüfungen und Sanktionen erneut hergestellt werden musste; und zwar möglichst bis zu einem Grad, der ihre Thematisierung für den erwachsenen Mann nicht mehr erforderlich machte.[64] So schreibt David D. Gilmore in seinem Buch *Manhood in the Making. Cultural Concepts of Masculinity*, aus dem Jahr 1990: Eine kulturübergreifende Übereinstimmung sei «die oft dramatische Art und Weise, in der sich Kulturen eine für sie geeignete Männlichkeit konstruieren und die männliche Rolle ‹bildhaft› darstellen». Insbesondere sei «die immer wiederkehrende Auffassung bemerkenswert, dass wahre Männlichkeit nicht gleichzusetzen sei mit simpler anatomischer Männlichkeit». Männlichkeit werde «also nicht als natürlicher Zustand begriffen, der spontan durch biologische Reife» eintrete, «sondern vielmehr als ein unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen» müssten. Diese «immerwiederkehrende Auffassung, dass Männlichkeit problematisch» sei, finde sich «auf allen Ebenen der soziokulturellen Entwicklung», ungeachtet von Differenzen in den konkreten Entwürfen von Männlichkeit und deren Komplementärbildern von Weiblichkeit.[65]

*

Auf diesen paradoxen Zusammenhang zwischen der normativen Dominanz eines Ideals und der gleichzeitigen Existenz anderer konkurrierender Männlichkeitsentwürfe, zwischen dem intensiven Bemühen um eine Vereinheitlichung und Festschreibung eines männlichen Leitbildes und dessen gleichzeitiger Fragilität und Krisenanfälligkeit sollte auch die historische Forschung noch stärker eingehen, die sich mit den Männlichkeitskonstruktionen für und in Institutionen wie dem Militär beschäftigt. Die bisherige Forschung zur Männergeschichte zeigt, dass es nicht ausreicht, sich die verschiedenen normativen «Meta-Entwürfe» von Männlichkeit anzusehen, wichtig ist es darüber hinaus, in je spezifischen historischen Situationen genauer deren Differenzierungen in den Blick zu nehmen, die vielfältigen sozialen und kulturellen Praktiken, in denen Männlichkeitsvorstellungen immer wieder neu (re)produziert wurden, zu analysieren sowie deren subjektive Wahrnehmung, deren Be- und Verarbeitung durch Indi-

viduen zu betrachten. Diese Forderung scheint mir in besonderem Masse für die Analyse militärischer Männlichkeitsentwürfe zu gelten. Aufgrund der spezifischen Anforderungen, welche die Institution des Militärs unabhängig von der jeweiligen Militärverfassung und Heeresorganisation an ihre Soldaten stellen musste, um deren Kampf- und Kriegsfähigkeit, die immer auch die Bereitschaft und Befähigung zu töten einschloss, zu gewährleisten, finden sich zeit- und kulturübergreifend offenbar ganz ähnliche Grundtugenden «kriegerischer Männlichkeit», die gefordert und durchgesetzt werden sollten. Ein genauerer Blick aber dürfte sehr wohl Unterschiede zeigen. Hier sollte die zukünftige Forschung kritisch hinterfragend, historisch differenzierend und Länder wie Regionen aber auch Zeiten vergleichend ansetzen. Dann würden wir nicht mehr nur die Wiederkehr des Immergleichen konstatieren, sondern zu noch differenzierteren Aussagen über den Zusammenhang von Militär, Krieg und Männlichkeit kommen.

Anmerkungen

1 Vgl. zur Öffnung der internationalen Forschung: Torbjörn L. Knutsen, «Old, Unhappy, Far-off Things. The New Military History of Europe», *Journal of Peace Research* 24 (1987), 87–98.

2 Zum Forschungsstand im deutschsprachigen Raum vgl.: Bernhard R. Kroener, «Vom ‹extraordinari Kriegsvolck› zum ‹miles perpetuus›. Zur Rolle der bewaffneten Macht in der europäischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Ein Forschungs- und Literaturbericht», *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 43 (1988), 141–188; Walter Schaufelberger, «Von der Kriegsgeschichte zur Militärgeschichte», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 41 (1991), 413–151; Gerd Krumeich, «Kriegsgeschichte im Wandel», in Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich (Hg.), *‹Keiner fühlt sich hier als Mensch …›. Ergebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges,* Essen 1993, 11–24.

3 Geoffrey Best, *War and Society in Revolutionary Europe, 1779–1870,* London 1982, 18.

4 Vgl. den Forschungsüberblick bei: Wolfram Wette, «Militärgeschichte von unten. Die Perspektive des ‹kleinen Mannes›», in Ders. (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten,* München 1992, 9–47 (in der Folge zitiert als: Wette 1992).

5 Vgl. die Beiträge von: Berhard R. Kroener, «‹Kriegsgurgeln, Freireuter und Merodebrüder›. Der Soldat des Dreissigjährigen Krieges. Täter und Opfer» (51–65), Klaus Latzel, «‹Schlachtbank› oder ‹Feld der Ehre›? Der Beginn des Einstellungswandels gegenüber Krieg und Tod 1756–1815», (76–92), Bernd Ulrich, «Die Desillusionierung der Kriegsfreiwilligen von 1914» (110–126) und Detlef Vogel, «Der Kriegsalltag im Spiegel von Feldpostbriefen (1939–1945)» (199–212) in Wette 1992.

6 Vgl. zum Stand der internationalen Forschung: Karen Offen et al. (Hg.), *Writing Women's History. International Perspectives,* Bloomington 1991; Joy Parr, «Gender History and Historical Practice», *The Canadian Historical Review* 76 (1995), 354–376. Einen Überblick zur methodische und theoretische Diskussion in der deutschsprachigen Forschung geben u. a.: Isabell Hull, «Feminist and Gender History Through Literary Looking Glass: German Historiography in Postmodern Times», *Central European History* 22 (1989), H. 3–4, 279–300; Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte,* Frankfurt a. M. 1992 (in der Folge zitiert als: Hausen 1992); Kathleen Canning, «German Particularities in Women's History / Gender History», *Journal of Women's History* 5 (1993),

102–114; Themenheft «Kritik der Kategorie ‹Geschlecht›», *Feministische Studien,* 11 (1993), Nr. 2.; Eve Rosenhaft. «Zwei Geschlechter – eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für die Geschichtswahrnehmung», in Christiane Eifert et al. (Hg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel,* Frankfurt a. M. 1996, 257–274.

7 Zum Stand der internationalen Forschung vgl. u. a.: «Bibliographies: Military/War», *Journal of Women's History* 3 (1991), 141–159; Alice Budge, Pam Didur, «Women and War: A Selected Bibliographie», *Mosaic* 23, 3 (1990), 151–173; Ruth Roach Pierson, «Beautiful Soul or Just Warrior: Gender and War», *Gender & History* 1 (1989), 77–86; Carolyn Nordstrom, «Women and War: Oberservations from the Field», *Minerva* 9 (1991), 1–15; wichtige hier nicht mehr berücksichtigte Publikationen sind: Jean Bethke Elshtain, Sheila Tobias (Hg.), *Women, Militarism, and War. Essays in History, Politics, and Social Theory,* Bollmann Place 1990; Catherine Clinton, Nina Silber (Hg.), *Divided Houses. Gender and the Civil War,* New York 1992; Miriam Cooke, Angela Woollacott (Hg.), *Gendering War Talk,* Princeton 1993; T. G. Fraser, Keith Jeffrey, *Men, Women and War,* Dublin 1993; Themenheft «Krieg», *L'Homme* 3 (1993), H. 1; Catherine Clinton, *Tara Revised. Women, War and the Plantation Legend,* New York 1995.

8 Vgl. als methodisch-theoretische Einführungen u. a.: Ute Frevert, «Männergeschichte oder die Suche nach dem ‹ersten› Geschlecht», in Manfred Hettling et al. (Hg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen,* München 1991, 31–43; Michael Roper, John Tosh, «Introduction: Historians and the politics of masculinity», in Dies. (Hg.), *Manful Assertions. Masculinities in Britain since 1800,* London 1991, 1–24; John Tosh, «What should Historians do with Masculinity? Reflections on Nineteenth-century Britain», in *History Workshop Journal* 38 (1994), 179–202; Thomas Kühne, «Männergeschichte als Geschlechtergeschichte» (in der Folge zitiert als: Kühne 1996b), in Ders. (Hg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne,* Frankfurt a. M. 1996 (in der Folge zitiert als: Kühne 1996a), 7–30.

9 Vgl. Gisela Bock, «Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte», *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), 364–391; sowie Joan W. Scott., *Gender and the Politics of History,* New York 1988.

10 Vgl. zur Frühen Neuzeit ausführlicher: Karen Hagemann, «Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse. Untersuchungen, Überlegungen und Fragen zur Militärgeschichte der Frühen Neuzeit», in Ralf Pröve (Hg.), *Klio in Uniform. Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, Köln 1997 (in der Folge zitiert als: Hagemann 1997a).

11 Vgl. Peter Burschel, *Söldner in Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien*, Göttingen 1994, 241–255.

12 Vgl. Ralf Pröve, *Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen und seine Militärbevölkerung 1713–1756,* München 1995, 100–118 (in der Folge zitiert als: Pröve 1995).

13 Vgl. Gunther E. Rothenberg, *The Art of Warfare in the Age of Napoleon,* Bloomington 1980, 87 f.

14 Vgl. Barton C. Hacker, «Women and Military Institutions in Early Modern Europe. A Reconnaissance», *SIGNS* 6 (Summer 1981), 643–671 (in der Folge zitiert als: Hacker 1981); Ders., «From Military Revolution to Industrial Revolution: Armies, Women and Political Economy in Early Modern Europe», in Eva Isaksson (Hg.), *Women and the Military System,* New York 1988; 11–29.

15 Hacker 1981, 647.

16 Vgl. Hacker 1981, 660 f.

17 Vgl. Hagemann 1997a. Ein wichtiger deutschsprachiger Beitrag war: Claudia Opitz, «Von Frauen im Krieg zum Krieg gegen Frauen. Krieg, Gewalt und Geschlechterbeziehungen aus historischer Sicht», *L'Homme* 3 (1992), 31–44.

18 Sabina Loriga, *Soldats. Un laboratoire disciplinaire: l'armée piémontaise au XVIIIe siècle,*

Paris 1991; vgl. Dies., «Soldaten im Piemont im 18. Jahrhundert», *L'Homme* 3 (1992), 64–87 (in der Folge zitiert als: Loriga 1992).

19 Peter K. Taylor, *Indentured to Liberty. Peasant Life and the Hessian Military State, 1688–1815,* Ithaca und London 1994, XII (in der Folge zitiert als: Taylor 1994).

20 Vgl. Pröve 1995, 252–260.

21 Vgl. Ders., «Der Soldat in der ‹guten Bürgerstube›. Das frühneuzeitliche Einquartierungssystem und die sozioökonomischen Folgen», in Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1996, 191–217 (in der Folge zitiert als: Kroener 1996).

22 Vgl. Alf Lüdtke, «Die Kaserne», in Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), *Orte des Alltags. Miniaturen aus der europäischen Kulturgeschichte,* München 1994, 227–237.

23 Vgl. Loriga 1992, 77 f.

24 Vgl. Taylor 1994, XIII.

25 Ebd., 222 f.

26 Beispielsweise hätte bei folgenden jüngst erschienenen militärhistorischen Monographien die Integration einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive interessant sein können: Thomas Bruder, *Nürnberg als bayrische Garnison von 1806 bis 1914. Städtebauliche, wirtschaftliche und soziale Einflüsse*, Nürnberg 1992; Christian Lankes, *München als Garnison im 19. Jahrhundert. Die Haupt- und Residenzstadt als Standort der Bayrischen Armee von Kurfürst Max IV. Joseph bis zur Jahrhundertwende*, Berlin 1993; Wolfgang Schmidt, *Eine Stadt und ihr Militär. Regensburg als bayrische Garnisonsstadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert,* Regensburg 1993; Achim Hölter, *Die Invaliden. Die vergessene Geschichte der Kriegskrüppel in der europäischen Literatur bis zum 19. Jahrhundert,* Stuttgart 1995.

27 Besonders hervorzuhebende Ausnahme ist: Ute Daniel, *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989.

28 Vgl. Eckhard Trox, *Militärischer Konservatismus. Kriegervereine und ‹Militärpartei› in Preussen zwischen 1815 und 1848/49,* Stuttgart 1990 (in der Folge zitiert als: Trox 1990).

29 Darauf verweist z. B.: Carola Lipp, «Das Private im Öffentlichen. Geschlechterbeziehungen im symbolischen Diskurs der Revolution 1848/49», in Hausen 1992, 99–128.

30 Vgl. zu den Freiwilligen- und Kriegervereinen: Trox 1990, 41–56.

31 Vgl. zur Bedeutung dieses «Kollektiverlebnisses»: Trox 1990, 56 ff.

32 Jost Dülffer (Hg.), *Kriegsbereitschaft und Friedensordnung in Deutschland 1800–1814*, Münster, Hamburg 1995 (in der Folge zitiert als: Dülffer 1995).

33 Dieter Langewiesche (Hg.), Militärgeschichte Heute, *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), Heft 4 (in der Folge zitiert als: Langewiesche 1996).

34 Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert,* Stuttgart 1997 (in der Folge zitiert als: Frevert 1997a).

35 Dies gilt im übrigen auch für die meisten anderen Aufsatzpublikationen, die zum 19. Jahrhundert erschienen und versuchten Geschlechter- und Militärgeschichte zu verbinden; vgl. u. a.: Marianne Rychner, Kathrin Däniker, «Unter ‹Männern›. Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee zwischen 1870 und 1914», in Rudolf Jaun, Brigitte Studer (Hg.), *weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtssprechung, Diskurs, Praktiken,* Zürich 1995, 159–170; Martin Lengwiler, «Soldatische Automatismen und ständisches Offiziersbewusstsein. Militär und Männlichkeit in der Schweiz um 1900», in ebd., 171–184; Dietmar Klenke, «Nationalkriegerisches Gemeinschaftsgefühl als politische Religion. Zum Vereinsnationalismus der Sänger, Schützen und Turner am Vorabend der Einigungskriege», *Historische Zeitschrift* Bd. 260 (1994), 395–448.

36 Vgl. Hans-Martin Kaulbach, «Männliche Ideale von Krieg und Frieden in der Kunst der napoleonischen Ära», in Dülffer 1995, 127–154; Walter Pape, «‹Männerglück› – Lyrische Kriegsagitation und Friedenssehnsucht zur Zeit der Befreiungskriege», in ebd., 101–126.

37 Vgl. Karen Hagemann, «Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in der Zeit der antinapoleonischen Erhebung Preussens 1806–1815»,

in Langewiesche 1996, 562–591. Dazu auch: Dies., «‹Heran, heran, zu Sieg oder Tod!›. Entwürfe patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege», in Kühne 1996a, 51–68; Dies., «Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen. Entwürfe ‹patriotischer Weiblichkeit› zur Zeit der Freiheitskriege», in Frevert 1997a, 174–200; Dies., «‹Of Manly Valor and German Honor›. Nation, War and Masculinity in the Age of Prussian Uprising against Napoleon», *Central European History* 30 (Winter 1997).

38 Vgl. Ute Frevert, «Das Militär als ‹Schule der Männlichkeit›. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert», in Frevert 1997a, 145–173. Vgl. auch: Dies., «Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in Kühne 1996a, 69–87; Dies., «Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preussen-Deutschland», in Dies. 1997a, 17–48.

39 Vgl. Sabina Brändli, «Von ‹schneidigen Offizieren› und ‹Militärcrinolinen›: Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preussischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhundert», in Frevert 1997a, 201–228.

40 Vgl. Robert v. Friedeburg, «Klassen-, Geschlechter- oder Nationalidentität? Handwerker und Tagelöhner in den Kriegervereinen der neupreussischen Provinz Hessen-Nassau 1890–1914», in Frevert 1997a, 229–244.

41 Vgl. Jakob Vogel, «Stramme Gardisten, temperamentvolle Tirilleurs und anmutige Damen. Geschlechterbilder im deutschen und französischen Kult der ‹Nation in Waffen›», in Frevert 1997a, 245–264.

42 Vgl. Samuel E. Finer, «State- and Nation-Building in Europe: The Role of the Military», in Charles Tilly (Hg.), *The Formation of National State in Western Europe*, Princeton 1975, 84–163.

43 Vgl. Hagemann 1997b.

44 Vgl. Anne Summers, *Angels and Citizens: British Women as Military Nurses 1854–1914*, London 1987.

45 Ähnlich auch in Frankreich: vgl. Claudia Opitz, «Der Bürger wird Soldat – und die Bürgerin …? Die Revolution, der Krieg und die Stellung der Frauen nach 1789», in Viktoria Schmidt-Linsenhoff (Hg.), *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und neue Weiblichkeit 1760–1830*, Frankfurt a. M. 1989, 38–53.

46 Vgl. Thomas Rohkrämer, «Das Militär als Männerbund? Kult der soldatischen Männlichkeit im Deutschen Kaiserreich», in *Westfälische Forschungen* 45 (1995), 169–187 (in der Folge zitiert als: Rohkrämer 1995); sowie Ders., «Mannesstolz und Kriegsverdrossenheit. Autobiographische Erinnerungen an die Einigungskriege», *Krieg und Literatur* 2 (1990), 19–36.

47 Vgl. Ders. *Der Militarismus der ‹kleinen Leute›. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich, 1871–1914*, München 1990.

48 Rohkrämer 1995, 172, 186 f.

49 Vgl. neben den im folgenden vorgestellten Monographien auch: Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, Bd. 1: *Frauen, Fluten, Körper, Geschichte;* Bd. 2: *Männerkörper – Zur Psychologie des weissen Terrors*, Reinbek 1980; Waltraud Amberger, *Männer, Krieger, Abenteurer. Der Entwurf des ‹soldatischen Mannes› in Kriegsromanen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt a. M. 1984.

50 Michael C. Adams, *The Great Adventure. Male Desire and the Coming of World War I*, Bloomington 1990.

51 Vgl. ebd., 134 f.

52 George L. Mosse, *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*, New York 1990; deutsch: *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993.

53 Vgl. ebd., 195 f.

54 Vgl. ebd., 13, 21 f.

55 Vgl. Graham Dawson, *Soldier Heroes. British Adventures, Empire and the Imagining of Masculinities*, London 1994.

56 Joanna Bourke, *Dismembering the Male. Men's Bodie's, Britain and the Great War,* London 1996.
57 Ebd., 1 f.
58 Vgl. ebd., 250 f.
59 Zur methodischen Problematik dieser Art von Quellen für die militärhistorische Forschung vgl.: Bernd Ulrich, «‹Militärgeschichte von unten›. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert», in Langewiesche 1996, 473–503.
60 Vgl. Elisabeth Badinter, *XY. De l'identité masculine,* Paris 1992; deutsch: *XY. Die Identität des Mannes,* München 1993, 27–35 (in der Folge zitiert als: Badinter 1993).
61 Vgl. Kühne 1996b, 13 ff.
62 Vgl. hierzu die neuste Publikation von George L. Mosse, *The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity,* New York 1996, 3 f.; deutsch: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit,* Frankfurt a. M. 1997 (in der Folge zitiert als: Mosse 1997). Leider beschränkt sich Mosse auf die Analyse der «Männlichkeits-Stereotype» und betrachtet nur unzureichend deren sozialpsychologischen Hintergründe. Dadurch kommen Differenzierungen, Ambivalenzen und Paradoxien bei ihm nicht in den Blick.
63 Wichtige historische Arbeiten zum Wandel des Geschlechterbildes sind: Karin Hausen, «Die Polarisierung der ‹Geschlechtscharaktere› – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben», in Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas,* Stuttgart 1976, 363–393; Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib,* Frankfurt a. M. 1991; Ute Frevert, *‹Mann und Weib, Weib und Mann›. Geschlechter-Differenzen in der Moderne,* München 1995.
64 Einen Überblick über die Forschung geben: David D. Gilmore, *Manhood in the Making. Cultural Concepts of Masculinity,* London 1990; deutsch: *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder,* München 1991, bes. 1–32 (in der Folge zitiert als: Gilmore 1991); Badinter 1993, 23–35, 89–121.
65 Gilmore 1991, 11.

RÉSUMÉ:

"WE NEED NOT CONCERN OURSELVES ...". HISTOIRE MILITAIRE – HISTOIRE DES GENRES – HISTOIRE DU MASCULIN: REMARQUES CONCERNANT LA RECHERCHE

À l'appui de monographies et de recueils récents portant sur l'espace européen et en particulier l'espace germanophone, la présente contribution examine les possibilités et les limites d'une histoire des genres, notamment d'une histoire des hommes pour l'histoire militaire et de la guerre. L'accent est mis sur le «long» XVIIIe et XIXe siècles. Au cours de cette période, l'armée et la guerre connaissent de grands changements avec la transformation des armées de mercenaires en «armées permanentes» – tendance qui se dessine dans la deuxième moitié du XVIIe siècle. À cela s'ajoute l'introduction, puis la mise en place d'un service militaire obligatoire dès la fin du XVIIIe siècle, autant de changements dans la manière de faire la guerre: les «guerres de princes» sont

appelées à devenir des «guerres entre les peuples», que légitiment des intérêts nationaux. L'étude s'arrête au début du XXe siècle, avec la Première Guerre mondiale, la première «guerre de masses» hautement industrielles et techniques, événement qui met fin à la période des «guerres nationales» classiques et, en premier lieu, à l'âge d'or de la formation des États nationaux en Europe.

(Traduction: Chantal Lafontant)